

Soziale Entstrukturierung als Mythos : Fallstricke des "individualistic turn" für die Soziale Arbeit

Autor(en): **Nollert, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): - **(2008)**

Heft 4

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Michael Nollert

Soziale Entstrukturierung als Mythos – Fallstricke des «individualistic turn» für die Soziale Arbeit

Einleitung

I think we have gone through a period when too many children and people have been given to understand «I have a problem, it is the Government's job to cope with it!» or «I have a problem, I will go and get a grant to cope with it!» «I am homeless, the Government must house me!» and so they are casting their problems on society and who is society? There is no such thing! There are individual men and women and there are families and no government can do anything except through people and people look to themselves first.

(Margaret Thatcher, talking to Women's Own magazine, October 31 1987)

Es gibt wohl wenige Äusserungen, die den aktuellen politischen Zeitgeist besser auf den Punkt bringen als die Worte der ehemaligen britischen Premierministerin (1979–1990). Und zwar aus zwei Gründen: Zum ersten verabschiedete sich Thatcher damit vom solidarischen Staatsverständnis, das im «sozialdemokratischen Jahrhundert» (Ralf Dahrendorf) in allen westlichen Ländern Fuss fasste. Zum andern propagierte die Premierministerin und glühende Verfechterin der Ideen von Friedrich von Hayek (Thatcher 1995, S. 68 f.) damit ein Gesellschaftsbild, das Individuen nicht als Element von handlungsbegrenzenden und -ermöglichenden sozialen Strukturen, sondern als Konglomerat von atomisierten, selbstverantwortlichen Individuen oder Familien begreift (vgl. auch Nollert 2005). Auch wenn sich die Konservative Partei nach den Wahlerfolgen Tony Blairs von Thatchers Äusserung mit dem sinnigen Buch *There Is Such a Thing as Society* (Smith 2002) distanzierte, scheinen ihre Ansichten in den letzten 20 Jahren sowohl in der sozialpolitischen und sozialarbeiterischen Praxis als auch in den sozialwissenschaftlichen Theorien mehr und mehr Anklang zu finden.

Der vorliegende Beitrag geht davon aus, dass es eine Reihe von soziologischen Theorien bzw. Paradigmen gibt, die den politischen Zeitgeist bedienen und sich folglich als Legitimationsgrundlage für eine strukturelle, rein personenzentrierte Sozialarbeit eignen. Auch wenn es

riskant ist, die Popularität von soziologischen Paradigmen im sozialarbeiterischen Diskurs ermessen zu wollen, ist doch kaum zu bestreiten, dass in den letzten beiden Dekaden vor allem Ulrich Becks Individualisierungstheorie, die Rational Choice Theorie, Niklas Luhmanns Systemtheorie und das französisch geprägte Konzept der sozialen Exklusion eine grosse Resonanz in der Sozialarbeitswissenschaft gefunden haben. Obwohl sich diese vier Paradigmen in methodologischer Hinsicht grundlegend voneinander unterscheiden, halten sie doch gemeinsam an der Vorstellung der sogenannten Entstrukturierungsthese fest, wonach vertikale ökonomische Differenzierungen in der modernen Gesellschaft an Strukturierungskraft verlieren und folglich nicht mehr die gleiche Aufmerksamkeit verdienen wie im 19. Jahrhundert.

Nach einem kurzen, exemplarischen Rückblick auf die soziologische Strukturierungsthese und einem Überblick über die Prämissen der vier Gegenparadigmen werden im ersten Abschnitt verschiedene Schwächen im Hinblick auf die sozialarbeiterische Praxis thematisiert. Im zweiten Abschnitt werden die konkreten Auswirkungen des «individualistic turn» in der Gesellschaftstheorie auf die sozialpolitische Praxis diskutiert. Dabei wird betont, dass im Unterschied zur Praxis in den Leitbildern der Sozialen Arbeit nach wie vor die Vorstellung vorherrscht, dass die Ansprüche auf Einhaltung von Menschenrechten häufig genug sozialstrukturell behindert wird und es folglich unabdingbar sei, nicht nur leidenden Menschen zu helfen, sondern auch jene soziale Strukturen zu beseitigen, die dieses Leiden verursachen.

Spielarten der Entstrukturierungsthese

Die gegenwärtige Popularität der Vorstellung, dass sich die modernen Gesellschaften entstrukturieren, lässt sich nur vor dem Hintergrund eines Rückblicks auf die soziologische Theorie des 20. Jahrhunderts begreifen. Auch wenn der Klassiker C. Wright Mills (Hess 1995) innerhalb der deutschsprachigen Soziologie nur eine marginale Bedeutung hatte, bietet sein Hauptwerk *The Sociological Imagination* (1978 [1959]), das von den Mitgliedern der *International Sociological Association* hinter Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft* (1980 [1922]) zum zweiteinflussreichsten Buch des 20. Jahrhunderts gewählt wurde, ausreichend viele Argumente für die Relevanz von sozialen Strukturen für die individuelle Lebenssituation. Bereits in der Einleitung macht Mills deutlich, dass Menschen dazu neigen, ihren Erfolg oder Misserfolg nicht als Ergebnis von sozialen Strukturen, sondern als Schicksal oder Ergebnis von individueller Leistung oder Fehlverhalten

zu interpretieren. Als Aufgabe und Errungenschaft der Soziologie betrachtet er in der Folge genau die Fähigkeit, die gesellschaftlichen Zwänge und Optionen zu identifizieren, die sich auf die individuellen Problemlagen auswirken.

“What we experience in various and specific milieux, I have noted, is often caused by structural changes. Accordingly, to understand the changes of many personal milieux we are required to look beyond them. And the number and variety of such structural changes increase as the institutions within which we live become more embracing and more intricately connected with one another. To be aware of the idea of social structure and to use it with sensibility is to be capable of tracing such linkages among a great variety of milieux. To be able to do that is to possess the sociological imagination.” (Mills 1978, S. 17)

Für die Soziologie sozialer Probleme von Bedeutung ist insbesondere auch Mills Unterscheidung von individuellen Problemen (*troubles*) und kollektiven (*issues*).

“Perhaps the most fruitful distinction with which the sociological imagination works is between «the personal troubles of milieu» and «the public issues of social structure.» This distinction is an essential tool of the sociological imagination and a feature of all classic work in social science.

Troubles occur within the character of the individual and within the range of his immediate relations with others; they have to do with his self and with those limited areas of social life of which he is directly and personally aware. Accordingly, the statement and the resolution of troubles properly lie within the individual as a biographical entity and within the scope of his immediate milieu—the social setting that is directly open to his personal experience and to some extent his willful activity. A trouble is a private matter: values cherished by an individual are felt by him to be threatened.

Issues have to do with matters that transcend these local environments of the individual and the range of his inner life. They have to do with the organization of many such milieux into the institutions of an historical society as a whole, with the ways in which various milieux overlap and interpenetrate to form the larger structure of social and historical life.” (Mills 1978, S. 14 f.)

Mills konkretisiert die Unterscheidung zwischen Trouble und Issue in der Folge am Beispiel der Arbeitslosigkeit. Wird jemand arbeitslos, handelt es sich vorab um ein privates Problem (*trouble*). Sind in einer

Gesellschaft dagegen viele Menschen arbeitslos, können wir von einem *Issue* (Thema) sprechen.

Entscheidend im Hinblick auf die Lösung der Probleme ist, dass bei privaten Problemen Massnahmen ins Auge gefasst werden, die sich auf die individuelle Lage der Person beziehen: "And for its relief we properly look to the character of the man, his skills, and his immediate opportunities" (Mills 1978, S. 15). Bei kollektiven Problemen sei es – und da unterscheidet sich Mills grundlegend von Thatchers Individualismus – hingegen unabdingbar, die gesellschaftlichen Institutionen zu hinterfragen: "Both the correct statement of the problem and the range of possible solutions require us to consider the economic and political institutions of the society, and not merely the personal situation and character of a scatter of individuals" (Mills 1978, S. 15).

Betrachtet man die Theorienlandschaft, aber auch die Instrumente der Sozialen Arbeit, um Menschen in Not zu helfen, ist kaum zu übersehen, dass strukturorientierte Ansätze der Problemlösung sowohl in den Sozialwissenschaften als auch in der sozialarbeiterischen Praxis spätestens seit den 1980er-Jahren an Gewicht verlieren. Umgekehrt sind theoretische Ansätze auf dem Vormarsch, die im Einklang mit Thatchers Gesellschaftsbild das Individuum ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Analyse rücken und dabei zumindest implizit einen sozialen Entstrukturierungstrend unterstellen.

Dabei gilt es zu beachten, dass Gesellschaftstheorien grundsätzlich nicht nur da sind, um SoziologInnen bei der Analyse von Gesellschaften und SozialpolitikerInnen und SozialarbeiterInnen bei der Konstruktion von Massnahmen zu helfen. Gesellschaftstheorien mit Anspruch auf eine breite Rezeption und Institutionalisierung müssen auch gesellschaftlichen Machtansprüchen genügen, also den politischen Zeitgeist bedienen, und gesellschaftliche Verhältnisse legitimieren. So bediente z. B. Marxismus sowohl die kommunistischen Parteibürokraten in Osteuropa, um ihre Diktatur zu rechtfertigen, als auch die linke Kapitalismuskritik im Westen. Aus der Perspektive neoliberaler Machtansprüche sind dagegen vor allem jene Theorien von grossem Nutzen, die unsere Gesellschaften als offen, horizontal oder funktional differenziert, vielfältig, pluralistisch, unstrukturiert oder eben einfach vom Individualismus geprägt beschreiben.

Die Neigung, sozialwissenschaftliche Theorien politisch zu instrumentalisieren, macht auch verständlich, weshalb es unter demokratischen Bedingungen kaum einem Paradigma gelingen dürfte, analog zum Marxis-

mus in Osteuropa eine hegemoniale Position einzunehmen. Vielmehr ist zu erwarten, dass auch die gegenwärtigen Mainstream-Paradigmen früher oder später von gesellschaftlichen und/oder politischen Kräfteverhältnissen herausgefordert werden. Dass die Paradigmen auch durch empirische Fakten in Frage gestellt werden, ist dagegen eher unwahrscheinlich, zumal der Erfolg vieler Theorien, eben nicht, wie dies Karl Popper forderte, auf empirischer Validierung, sondern im Gegenteil, einerseits auf Alltagsplausibilität und andererseits auf einer Ablehnung oder bestenfalls Ignoranz gegenüber Falsifikationsanstrengungen und konkurrierenden Theorien beruhen.

Mit anderen Worten: In den Sozialwissenschaften finden wir eine Koexistenz von rivalisierenden Paradigmen (vgl. Schurz 1998), wobei es sich bei Paradigmen um «besondere Denkstile» (Fleck 2006, S. 57), «allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten massgebende Probleme und Lösungen liefern» (Kuhn 1979, S. 10) bzw. "... a basic set of beliefs that guides (*scientific*) action" (Guba 1990, S. 17) handelt. An der Frage, ob diese paradigmatische Fragmentierung vorteilhaft ist oder nicht, scheiden sich die Geister. Auf der einen Seite ist nicht zu bestreiten, dass die Fragmentierung die Sozialwissenschaften gegenüber den paradigmatisch kohärenten Wirtschaftswissenschaften forschungspolitisch benachteiligt, und es daher Sinn machen würde, eine «grosse» integrative Gesellschaftstheorie zu konstruieren. Auf der anderen Seite leuchtet indes nicht weniger ein, dass der Wettbewerb zwischen Paradigmen oder auch nur «Theorien mittlerer Reichweite» (Robert Merton) eine Garantie dafür bietet, dass innovative Ideen und unkonventionelle Überlegungen nicht *a priori* im Keim erstickt werden.

Viele Verlautbarungen, Curricula und Diskurse von sozialarbeiterischen Ausbildungsstätten sprechen indes dafür, dass in den letzten Jahren einige Paradigmen mit Anspruch auf ein Deutungsmonopol massiv an Einfluss gewonnen haben. Die Individualisierungstheorie, der Rational-Choice-Ansatz, die Systemtheorie sowie das Konzept der sozialen Exklusion sind zwar auf den ersten Blick kaum zu vereinbaren, sind sie doch in unterschiedlichen Theorietraditionen verankert und weichen auf verschiedenen Dimensionen radikal voneinander ab. Auf den zweiten Blick lässt sich aber auch bei vielen Dimensionen eine grosse Übereinstimmung zwischen den Paradigmen identifizieren. Da hier kein Raum vorhanden ist, um alle Unterschiede aufzuzeigen, und primär die Diagnose von sozialen Problemursachen und deren Umsetzung in die sozialarbeiterischen Pra-

xis interessiert, stehen im folgenden Überblick diese Ähnlichkeiten im Vordergrund. Vorauszuschicken ist im Weiteren, dass in den sozialpolitischen und sozialarbeiterischen Diskursen die angesprochenen Paradigmen häufig vulgarisiert und theorieimmanente Selbstkritik nicht zur Kenntnis genommen werden.

Zweifellos am stärksten zur Vorstellung, dass sich soziale Strukturen verflüssigen oder gar auflösen und damit ihre Relevanz für die betroffenen Akteure einbüßen, trug Ulrich Becks Bestseller *Die Risikogesellschaft* (1986) bei. Darin postuliert die so genannte «Individualisierungsthese» (Kapitel: Jenseits von Klasse und Schicht)¹ u. a., dass sich die «objektive» soziale Lage und das subjektive Bewusstsein entkoppeln und damit die Genese einer «Klasse für sich» unterbinden, dass sich die Korrelation zwischen Positionen auf verschiedenen Statusdimensionen (Statuskonsistenz) verringert, dass die Lebensläufe nicht mehr durch traditionelle Versorgungsbezüge (z. B. Klassen), sondern durch die individuelle Fähigkeit geprägt wird, sich der Logik des Arbeitsmarkts und des Wohlfahrtsstaats anzupassen, und folglich der soziale Status nicht mehr die Zugehörigkeit zu Stand, Klasse, Familie, sondern den Erfolg/Misserfolg bei der Konstruktion von «Bastelbiografien» reflektiert.

Während sich die Protagonisten der Individualisierungstheorie immerhin noch gegenüber traditionellen soziologischen Konzepten (z. B. Klasse, Schicht) abgrenzen müssen, verzichtet die Rational-Choice-Theorie generell auf eine sozialstrukturelle Perspektive.² Analog zur Ökonomie ist ihre Handlungseinheit das Individuum, womit es auf der Hand liegt, sich in Theorie und Forschung am methodologischen Individualismus zu orientieren. Im Weiteren wird eine menschliche Natur unterstellt, die an den «homo oeconomicus» der Wirtschaftswissenschaften bzw. den «undersocialized man» von Granovetter (1985) erinnert. Entsprechend orientiert sich menschliches Handeln vornehmlich am Selbstinteresse, vorhandenen Ressourcen und Handlungsoptionen (resourceful, evaluating, maximizing man). Da die Lebenssituation dieses Menschen von Knappheit geprägt ist, beruhen seine Handlungen auf Kosten/Nutzen-Kalkülen. Soziale Strukturen und Prozesse, sofern sie überhaupt von Interesse sind (z. B. das Gefangenendilemma), werden folglich als nichtintendierte Folge von intentionalen individuellen Handlungen interpretiert.

Reflexiv ungleich anspruchsvoller und stärker in holistischen Varianten der Soziologie verankert als die Rational-Choice-Theorie ist die Systemtheorie, wobei an dieser Stelle ihre populärste Variante³, jene von Niklas Luhmann (z. B. 2004), im Vordergrund steht. Zu den wichtig-

sten Prämissen dieser Theorie gehört zweifellos die Vorstellung, dass die modernen Gesellschaften nicht mehr stratifikatorisch, sondern funktional differenziert sind und keines der geschlossenen, von einer spezifischen Handlungslogik geprägten Teilsysteme, z.B. die Politik oder Ökonomie, eine primäre Stellung einnimmt (vgl. auch Kuchler 2006). Damit einher geht die Vorstellung, dass Personen in diesen Teilsystemen unterschiedliche Positionen einnehmen, also durchaus gravierende systeminterne Ungleichheiten vorkommen können. Diese Ungleichheiten sind allerdings insofern nicht von grosser Bedeutung, als Interdependenzunterbrechungen und Konvertibilitätssperren dafür sorgen, dass es nicht zu Statustransfers bzw. «korrupten strukturellen Koppelungen» kommt (vgl. Stichweh 2000, S. 85–102). Dabei wird zwar eingeräumt, dass Personen aus Teilsystemen exkludiert werden (vgl. auch Malowitz 2002). Dieser Ausschluss von den Ressourcen ist indes nur ausnahmsweise kumulativ, häufig sequenziell (*loose coupling*) und wird durch die Inklusionshilfe des Wohlfahrtsstaats begrenzt. Mit anderen Worten: Der Theorie funktional differenzierter Gesellschaften zufolge werden die Lebensführungsmuster individualisiert, was sich darin manifestiert, dass sich beispielsweise ökonomisch privilegierte Akteure nicht die Gunst von Politikern, Journalisten, Juristen, Wissenschaftlern und Künstlern erkaufen und in öffentlichen Institutionen (Schule, Krankenhaus) besser behandelt oder glücklicher sind als Arme.

Ähnlich wie die Systemtheorie lässt sich auch beim Konzept der sozialen Exklusion eine dominanter Strang im sozialwissenschaftlichen Diskurs identifizieren.⁴ Dieser lohnarbeitszentrierte, an Emile Durkheims Solidaritätsbegriff anschliessende Strang grenzt sich primär von der Vorstellung ab, dass es sich bei der Analyse von sozialen Problemlagen heute noch lohnt, sich am stratifikatorischen Klassifikationsschema bzw. der Leitdifferenz zwischen *oben* und *unten* zu orientieren (vgl. z.B. Kronauer 2001, Bude & Willis 2006).

Im Sinne einer Alternative dazu wird ein Klassifikationsschema vorgeschlagen, dass zwischen der Mitgliedschaft in einem hochintegrierten Kernbereich der Gesellschaft, dem vornehmlich Erwerbstätige in Normalarbeitsverhältnissen angehören, und einem peripheren Bereich, in dem sich eine Vielzahl von mehr oder weniger desintegrierten Personen (*les exclus*), z.B. Working Poor, Langzeitarbeitslose und Behinderte, aufhalten. Mit anderen Worten: Ähnlich wie in den soziologischen Milieuthorien (Vester et al. 2001) betont das dominante Konzept der sozialen Exklusion die horizontalen Spaltungen, wobei im Unterschied zu den

Milieutheorien eine Dominanz der horizontalen gegenüber den vertikalen Differenzierungen unterstellt wird.

Blindstellen und Implikationen der vier Mainstream-Paradigmen

Wichtiger als das Faktum, dass der empirische Gehalt und die weltanschauliche Neutralität dieser vier Mainstream-Paradigmen – freundlich ausgedrückt – zumindest umstritten ist (z.B. Haller 1999), ist an dieser Stelle das Faktum, dass sich die angesprochenen Paradigmen zwar hinsichtlich ihrer methodologischen Prämissen fundamental voneinander unterscheiden, im Hinblick auf die Persistenz von sozialen Strukturen, von Individualisierungsprozessen und der Umsetzung in sozialarbeiterische Praxis grosse Übereinstimmungen aufweisen.

Vorab ist kaum zu bestreiten, dass die vier Paradigmen gleichermaßen bei der Analyse von Gesellschaften das Primat der *vertikalen Differenzierung*, gemessen an der Verteilung von ökonomischen Ressourcen (Einkommen, Vermögen), ablehnen und entsprechende empirische Analysen ignorieren. Was Geissler (1996) ursprünglich nur gegenüber der Individualisierungstheorie monierte, trifft auch auf die anderen Paradigmen zu (vgl. auch Haller 1999, 2007). Der Blick auf das Ausmass, die Ursachen und Folgen der ungleichen Verteilung von Ressourcen und damit die für die Klassiker der Soziologie zentrale Frage *Who gets what and why?* (Lenski 1977 [1966]) wird abgelöst durch den informativen, aber strukturell blinden Blick auf die in unterschiedlichen Lebensstilen manifestierte bunte und unübersichtliche Vielfalt von Menschen *drinnen* und *draussen* und deren Handlungsstrategien, z.B. den armen Künstler, den unkultierten Reichen, die Koks konsumierende Aktienhändlerin, die karitativ tätige Hausfrau, den Hooligan aus gutem Haus, den arbeitslosen Akademiker, die BMW-fahrende Sozialhilfeempfängerin.

Kaum mehr Beachtung finden auch die in den sozialen Strukturen verankerten *Chancenungleichheiten*, und zwar sowohl hinsichtlich sozialer Herkunft, Geschlecht und Ethnie. So unterstellen alle vier Paradigmen gleichermaßen, dass die askriptiven Merkmalen in der «individualisierten», «funktional differenzierten» oder Marktgesellschaft, gegenüber den erworbenen an Statusrelevanz verlieren und sich daher vernachlässigen lassen.⁵

In diesem Sinne teilen die Paradigmen auch die Ansicht, dass die *Statuskonsistenzen* bzw. Kumulation von Benachteiligungen und Privilegierungen im Sinne von sozialer Schichtung verringern. So wird unterstellt, dass grundsätzlich alle Individuen mit unterschiedlichen, aber vom

Umfang her ähnlichen Ressourcenportfolios ausgestattet sind und die unterschiedlichen Handlungslogiken der Teilsysteme es verbietet, den Status von einem Teilsystem in ein anderes oder intergenerationell an eine verwandte Person zu transferieren.

Folglich blenden die vier Paradigmen auch den *sozialstrukturellen Matthäus-Effekt* aus, d.h. das Faktum, dass die institutionalisierten Chancenungleichheiten, z.B. Erbrecht, im Verlaufe des Lebenszyklus nicht verringert werden und damit dafür verantwortlich sind, dass die sozialen Ungleichheiten zwischen den Menschen, gemessen an der Wissenskluft oder der Einkommens- und Vermögensungleichheit, von der Geburt bis zum Tod kontinuierlich anwachsen.

Da eine empirische Überprüfung der Mainstream-Paradigmen aus Sicht ihrer Protagonisten weder Sinn macht noch die Aussagekraft der Paradigmen in Frage stellen kann, ist es an dieser Stelle unnötig, die empirische Tragweite dieser vier, von den angesprochenen Paradigmen ausgeblendeten Themenkomplexe zu dokumentieren (vgl. z.B. Milanovic 2005, Preisendörfer 2008). Gleichwohl ist nicht zu übersehen, dass zahlreiche Sozialstrukturanalysen, die auf vertikale Differenzierungen, Chancenungleichheiten und Statuskonsistenzen fokussieren (z.B. Kohler 2005), den Entstrukturierungsmythos entlarven. Insbesondere in der Systemtheorie gibt es inzwischen denn auch durchaus vereinzelte Stimmen gibt, die der Persistenz vertikaler Differenzierungen und strukturierten Ungleichheiten Rechnung zu tragen beginnen (vgl. Schwinn 1998, 2006). Und selbst harte Verfechter des Rational-Choice-Ansatzes räumen inzwischen ein (z.B. Kunz 2004), dass die Verbreiterung des Spektrums an Motivationsannahmen, z.B. der intrinsische Nutzen am Wohlbefinden von Dritten oder das Hoffen auf ein besseres Leben nach dem Tod, den Spielraum für Falsifikationsversuche massiv einschränkt, und den gesellschaftlichen Normen und Institutionen zuwenig Rechnung getragen wird.

Da die Paradigmen die angesprochenen empirisch nach wie vor nachweisbaren sozialen Ungleichheiten vernachlässigen, wenn nicht ausblenden, vermag im Weiteren auch die Diagnose nicht zu überraschen, dass die vier Paradigmen gleichermassen die den sozialen Ungleichheiten zugrunde liegenden Strukturen und Prozesse vernachlässigen. In der Tat sucht man in den Beiträgen der vier Paradigmen vergeblich nach Hinweisen auf Akteure, die mittels legitimen und/oder illegitimen Mitteln versuchen, andere Akteure von Lebenschancen auszuschliessen, zu benachteiligen oder auszubeuten. Moderne Gesellschaften sind folglich nicht das Produkt von Konflikten zwischen Interessengruppen, sondern eine

bunte Vielfalt von Menschen, deren sozioökonomische Position im Sinne der funktionalistischen Schichtungstheorie primär durch die Leistungsfähigkeit auf dem Arbeits- und Produktmarkt determiniert wird.

Die Fokussierung auf das Individuum und das Ausblenden von strukturierten Ungleichheiten schlägt sich logischerweise auch darin nieder, dass die vier Paradigmen im Hinblick auf die Bewältigung von sozialen Problemen keine strukturzentrierten Massnahmen implizieren. Im Gegenteil: Sowohl die Individualisierungstheorie als auch die Rational-Choice-Theorie und das Konzept der sozialen Exklusion suggerieren, dass individuelle Problemlagen primär auf personelle Defizite verweisen und folglich durch personenbezogene Massnahmen, eigenverantwortliche Lebensführung sowie privatisierte Solidarität zu beseitigen sind, und zwar u. a. in Form von Selbstmanagementtechniken, Investitionen in Human- und Sozialkapital, ökonomischen Anreizen, negativen Sanktionen, Aktivierung sozialer Netzwerke oder psychopädagogischer Unterstützung von Inklusionsbemühungen.

Etwas anders gelagert ist die Praxisrelevanz der Systemtheorie. Zum einen wissen wir, dass sich Luhmann davor hütete, irgendwelche gesellschaftlichen Missstände wie etwa die multiplikatorische Exklusion in den lateinamerikanischen Favelas anzuprangern, geschweige denn Massnahmen zur Bewältigung dieses Problems vorgeschlagen hat (vgl. Schroer 2004). Zum andern schwört die Systemtheorie im Einklang mit den anderen drei Paradigmen auf die Selbstorganisationsfähigkeit von sozialen Systemen bzw. negiert die Fähigkeit des Staates, mittels politischen Massnahmen zur Bewältigung von Problemen im ökonomischen Teilsystem (Armut, Ungleichheit) beizutragen. Kurzum: Trotz aller Unterschiede teilen die Paradigmen die Ansicht, dass Mills' Fokussierung auf ökonomische und politische Institutionen nicht mehr zeitgemäss ist.

Auch wenn die Tendenz, soziale Probleme zu personalisieren bzw. zu entpolitisieren, in den letzten Jahren häufig genug sowohl in der Soziologie (z. B. Pierre Bourdieu) und in der Sozialen Arbeit (z. B. Silvia Staub-Bernasconi) moniert worden ist, scheint der «individualistic turn» auch in der Sozialarbeitspraxis Fuss zu fassen. Denken wir nur an den Begriff der «Lebensweltorientierung», bei dem sich auf den ersten Blick fragt, weshalb nun explizit auf eine *Systemorientierung* verzichtet wird, und man erst auf den zweiten Blick begreift, d. h. nach der Lektüre der Beiträge von Thiersch (z. B. 2005), dass damit an sich keine Ausblendung der strukturellen Rahmenbedingungen (Systemintegration) gemeint ist. Noch fragwürdiger, weil missverständlich ist der Begriff des *Case Management*, suggeriert

er doch ein betriebswirtschaftlich orientiertes «an der Hand führen» (it. maneggiare) von Menschen mit persönlichen Problemen. Auch hier wird erst nach der Lektüre einschlägiger Beiträge (z. B. Galuske & Thole 2006) klar, dass diese Methode durchaus die strukturellen Rahmenbedingungen mitberücksichtigen kann.

Ungleich deutlicher wird der Einfluss der Paradigmen in der Tendenz zur Betriebsökonomisierung, und zwar sowohl im Hinblick auf die Organisationen (new public management) als auch im Hinblick auf die Klientel, die zum Kunden mutieren. Dabei ist zu beachten, dass sich die Protagonisten der Sozialen Arbeit handkehrum im Einklang mit Luhmanns Theorie funktional differenzierter Gesellschaften davor zu hüten scheinen, sich in die Angelegenheiten des ökonomischen Teilsystems – notabene des Systems, das u. a. auch soziale Probleme generiert – einzumischen (vgl. auch Kuchler 2006).

Die Tendenz, soziale Probleme zu individualisieren und entsprechend personenzentrierte Massnahmen zu favorisieren, wird vor allem auch in den Workfare-Programmen und der Kriminalitätspolitik deutlich. So unterstellt Workfare im Einklang mit dem Rational-Choice-Ansatz, dass Menschen zwar arbeitsfähig, aber auch nur dann arbeitswillig sind, wenn sie extrinsisch motiviert werden, d. h. mittels Zuckerbrot (ökonomische Anreize) und Peitsche (negative Sanktionen) (vgl. auch Wyss 2007). In diesem Sinne wird denn auch propagiert, dass die Sozialhilfe so zu gestalten ist, dass sie nicht mehr wie eine «soziale Hängematte», sondern wie ein Trampolin wirkt. Auch in der Kriminalitätsprävention werden strukturelle Faktoren wie etwa sozioökonomische Ungleichheiten trotz empirischer Evidenz (z. B. van Wilsem et al. 2003) systematisch sowohl von den Behörden als auch den Massenmedien ausgeblendet. So fokussiert der hegemoniale Diskurs (vgl. auch Wacquant 2000) vornehmlich auf die ethnischen Merkmale der Täter, auf die Wirkungskraft von Strafen, Überwachungssystemen und räumlicher Exklusion von potenziellen Straftätern. Kurzum: Franz von Liszts Credo, dass die beste Kriminalitätspolitik in einer guten Sozialpolitik liegt, wird ersetzt durch das individualistische Credo, wonach Menschen nur dann nicht kriminell werden, wenn sie über keine Gelegenheiten verfügen und durch drakonische Strafen abgeschreckt werden. Mit anderen Worten: Auch in der Sozialen Arbeit beginnt die Ansicht Fuss zu fassen, dass nicht mehr die Armut, die Arbeitslosigkeit oder die Kriminalität die grundlegenden zu bewältigenden Problem sind (issue), sondern die so genannten «Risikogruppen», d. h. Arme, Arbeitslose und/oder (potenziell) Kriminelle.

Soziale Arbeit im 21. Jahrhundert: zwei Entwicklungsszenarien

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass sozialwissenschaftliche Paradigmen nicht nur mehr oder weniger empirisch fundierte Gesellschaftsbilder konstruieren, sondern sich auch in der politischen Praxis im Allgemeinen und in der Sozialarbeitspraxis im Besonderen niederschlagen. Von daher ist absehbar, dass der «individualistic turn» in der Soziologie auch seine Spuren in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit hinterlässt. Im folgenden werden zwei idealtypische Entwicklungsszenarien präsentiert, zwischen denen die reale Sozialarbeit in den nächsten Jahren wohl oszillieren wird, wobei der Zeitgeist an sich für das erste Szenario spricht.

Das erste Szenario geht davon aus, dass die «individualisierte» Soziale Arbeit zu einer «Armutmanagementprofession» (vgl. auch Maeder & Nadai, 2004), die sich als Finger an der rechten Hand des Staats (Bourdieu 1997) versteht und deren vermeintliche Modernität sich vornehmlich am Import von angloamerikanischen Trends bemessen lässt (z. B. Management, Qualität, Controlling, Workfare, Penal State). Wie u. a. Heiner Keupp in seinem lesenswerten Vortrag zur «Betriebswirtschaftlichung psychosozialer Arbeit» (2006) betonte, wäre damit nur noch den Studierenden und anderen Kunden beizubringen, dass Sozialarbeit letztlich doch keine betriebswirtschaftliche Subdisziplin oder Subabteilung der Justiz ist. Vorteilhaft ist im Weiteren die Diffusion eines psycho-ökonomischen Menschenbilds, das die Pflicht zur Eigenverantwortung mit dem Pawlowschem Hund kombinieren sollte (vgl. Wurm 1974), die Kultivierung von Strukturpessimismus, Aktivierungsoptimismus, Kundenorientierung und eine Verständnis von Bildung als Humankapital. Professionalisierung hiesse in diesem Sinne unkritische affirmative Anwendung von Disziplartechnologien (Fördern und Fordern) sowie Fokussierung auf einzelfall- und primärgruppenbezogene Methoden. Selbstverständlich gehört dazu auch die Diffamierung von vermeintlich «altmodischen» Denkstilen und vermeintlich unprofessionellem Handeln, der Rückzug aus dem sozialpolitischen Diskurs sowie die Transformation der Hochschulen vom Service-Public-Betrieb zum Profitcenter, das «soziale Vielfaltsforschung» (Geissler 1996) betreibt und seine Ausbildungsprogramme mittels trivialen Werbekampagnen (z. B. Bologna – Lust auf Zukunft?) verkauft.

Das zweite, weniger zeitgemässe, aber durchaus noch nicht *ad acta* zu legende Szenario geht davon aus, dass sich die Soziale Arbeit als «Menschenrechtsprofession» versteht (vgl. u. a. Staub-Bernasconi 2007), wobei damit selbstverständlich nicht unterstellt wird, dass die anderen Professionen permanent Menschenrechte verletzen (dürfen) und folg-

lich eines sozialarbeiterischen Korrektivs bedürfen. Leitbilder für dieses Berufsverständnis finden wir beispielsweise in den ethischen Prinzipien der *International Federation of Social Workers* und der *International Association of Schools of Social Workers*, aber auch in spontanen Verlautbarungen wie etwa die im März 2008 verfasste *Luzerner Erklärung* des Schweizerischen Gesellschaft für Sozialarbeit. Dieses Verständnis setzt indes einerseits voraus, dass – wie die angesprochenen ethischen Prinzipien fordern – soziale Gerechtigkeit nicht nur in Bezug auf die Person, mit der sie arbeiten, sondern auch in Bezug auf die *Gesellschaft im Allgemeinen* zu fördern ist. Kurzum: «Sozialarbeiter/innen haben die Pflicht, sozialen Bedingungen entgegen zu treten, die zu sozialem Ausschluss, Stigmatisierung oder Unterdrückung führen.» (Punkt 5 in den Prinzipien der IFSW). Andererseits impliziert dieser Fokus auf sozialstrukturelle Issues auch eine empirisch-analytische und ideologiekritische Hinterfragung der angesprochenen Mainstream-Paradigmen. Ein Musterbeispiel dafür bietet Robert Castel in seiner Kritik an Massnahmen, die sich am dominanten fallorientierten Exklusionsparadigma orientieren. So moniert er:

«Die zur Bekämpfung des Ausschlusses ergriffenen Massnahmen *ersetzen* allgemeine Massnahmen der Sozialpolitik mit präventiven und nicht nur reparativen Zielsetzungen, die sich der Aufgabe stellen würden, die Faktoren der sozialen Auflösung früher unter Kontrolle zu bringen. Die Versuchung, die soziale Behandlung eines Problems auf die Ränder der Gesellschaft zu verschieben, ist nicht neu. Sie entspricht einer Art Prinzip der Wirtschaftlichkeit, für das sich Rechtfertigungen finden lassen: Bei den sichtbarsten Folgen einer sozialen Dysfunktion zu intervenieren scheint leichter und realistischer zu sein, als den Prozess unter Kontrolle zu bringen, der sie auslöst; um die Folgen kann man sich nämlich in *technischer* Weise kümmern, während die Beherrschung des Prozesses eine *politische* Behandlung des Problems erfordert» (Castel 2000, S. 18).

Angesichts dieser Anmerkung von Castel liegt es auf der Hand, dass eine Profession, die sich an einem Verständnis von Sozialer Arbeit als linker Hand des Staats orientiert, neben fallorientierten Methoden auch struktur- und organisationsbezogene Methoden entwickelt und auf der Grundlage politökonomisch und soziologisch reflektierter Analysen der Ursachen von Menschenrechtsverletzungen auch sozialpolitische Massnahmen vorschlägt. An theoretischen Bezugspunkten dafür fehlt es der Sozialen Arbeit an sich nicht, man denke nur etwa an die Beiträge der Friedensnobelpreisträgerin Jane Addams oder von Silvia Staub-Bernasconi (vgl. auch Anhorn & Bettinger, 2005).

Im Hinblick auf die Analyse von Menschenrechtsverletzungen von besonderem Interesse erscheint indes die von Max Weber (1980 [1922]) inspirierte Theorie sozialer Schliessung (vgl. Mackert 2004, Parkin 2004, Steinert 2004). Diese «Theorie mittlerer Reichweite» geht davon aus, dass in allen Gesellschaften Menschen dazu neigen, sich mit anderen Menschen zusammenzuschliessen, um weiteren Menschen auf der Grundlage von zugeschriebenen und/oder erworbenen Merkmale den Zugang zu materiellem Wohlstand und/oder Lebenschancen vorzuenthalten. Diese in Organisationen institutionalisierten Schliessungsprozesse (z. B. Selektion in Schulen) strukturieren soziale Ungleichheiten auf der Makroebene, und zwar hinsichtlich der Verteilung von Einkommen, Vermögen und Lebenschancen, und implizieren häufig Verletzungen von bürgerlichen, politischen und sozialen Rechten, was wiederum häufig politischen Widerstand in Form von sozialen Bewegungen, politischer Opposition in den Parlamenten, gegebenenfalls politischer Gewalt oder wohlfahrtsstatlicher Absicherung hervorruft.

Schluss

Der politische Zeitgeist, wie ihn Thatcher bereits Ende der 1980er-Jahre auf den Punkt brachte, scheint allmählich auch in der Soziologie und der Sozialen Arbeit Fuss zu fassen. In der Tat scheinen auch in der Sozialen Arbeit Theorien *en vogue* zu sein, die davon ausgehen, dass sich in der «neuen» Moderne eine soziale Entstrukturierung abzeichnet, die sich u. a. in Individualisierung, Statusinkonsistenz und *loose coupling* von In- und Exklusionen manifestiert.

Auch wenn die Empirie die Entstrukturierungsthese schon lange als Mythos entlarvt hat und sich folglich ausserhalb des deutschsprachigen Raums kaum jemand damit ernsthaft auseinandersetzt (vgl. Haller 2007), scheinen die angesprochenen Mainstream-Paradigmen in der schweizerischen Sozialen Arbeit ungleich mehr Resonanz zu finden als Theorien, die sich wie etwa Lenski (1977), Korpi (1983), Parkin (2004) oder Kreckel (2004) seriös mit sozialen Ungleichheiten und Menschenrechtsverletzungen zugrunde liegenden Strukturen und Prozessen befassen. So gewinnt man zum einen bei der Lektüre der Werbeprospekten von Hochschulen für Soziale Arbeit zuweilen den Eindruck, wir lebten in einer bunten und spassigen Patchwork-Gesellschaft, wobei es die primäre Aufgabe der SozialarbeiterInnen sei, den so genannten ModernisierungsverliererInnen mittels Zuckerbrot und Peitsche (Fördern und Fordern) wieder auf die Sprünge zu helfen. Zum anderen sprechen die Workfare- und

Kriminalitätspräventionsprogramme dafür, dass es primär nicht mehr um die Bewältigung eines sozialen Problems (issue), sondern um die Ruhigstellung von Menschen geht, die *Trouble* machen.

Betrachtet man indes die einschlägigen Ethikkodes sowie die *Luzerner Erklärung* keimt dennoch die Hoffnung auf, dass der «individualistic turn» nicht in der Transformation der Sozialen Arbeit zur «Armutmanagementprofession» kulminiert. In der Tat scheint auch in der schweizerischen Sozialarbeit noch immer ein emanzipatorisches Handlungsinteresse vorherrschend, das auf eine Beseitigung menschenrechtsverletzender Strukturen abzielt. Dieses hehre Ziel ist indes nur dann zu realisieren, wenn auch an den Hochschulen für Soziale Arbeit im Sinne von Mills (1978 [1959]) mehr Raum für soziologische *Imagination* geschaffen wird.

Literatur

- Anhorn, Roland & Bettinger, Frank (Hg.) (2005). *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Beck, Ulrich (1986). *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blau, Peter (1964). *Exchange and Power in Social Life*. New York: Wiley & Sons.
- Bourdieu, Pierre (1997). Die fortschrittlichen Kräfte. In: ders. et al. (Hg.), *Perspektiven des Protests. Initiativen für einen europäischen Wohlfahrtsstaat*. Hamburg: VSA, S. 11–25.
- Bude, Heinz & Andreas Willisch (Hg.) (2006). *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Castel, Robert (2000). Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: *Mittelweg*, 36 (3), S. 11–25.
- Fleck, Ludwik (2006 [1935]). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Galuske, Michael & Thole, Werner (Hg.) (2006). *Vom Fall zum Management. Neue Methoden der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geissler, Rainer (1996). Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, S. 319–338.
- Granovetter, Mark (1985). Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: *American Journal of Sociology*, 91 (3), S. 481–510.
- Guba, Egon (1990). *The Paradigm Dialog*. Beverly Hills: Sage.
- Haller, Max (1999). *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*. Opladen: Leske und Budrich.
- Haller, Max (2007). Kritik oder Rechtfertigung sozialer Ungleichheit? Die deutsche «Sozialstrukturideologie» vom Ende der Klassengesellschaft in historischer und vergleichender Perspektive. Eine wissenssoziologische Analyse. In: Gerd Nollmann (Hg.), *Sozialstruktur und Gesellschaftsanalyse. Sozialwissenschaftliche Forschung zwischen Danten, Methoden und Begriffen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107–159.
- Hess, Andreas (1995) *Die politische Soziologie C. Wright Mills*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keupp, Heiner (2006). *Von der Betriebswirtschaftlichung psychosozialer Arbeit – Warum wir unsere Sprachspiele ernst nehmen sollten*. Vortrag bei der Weima-

- rer Psychotherapiewoche 2006, 18. September.
- Kippele, Flavia (1998). *Was heisst Individualisierung? Die Antworten soziologischer Klassiker*. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kohler, Ulrich (2005). Statusinkonsistenz und Entstrukturierung von Lebenslagen. Empirische Untersuchung zweier Individualisierungshypothesen mit Querschnittsdaten aus 28 Ländern. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57, S. 230–253.
- Korpi, Walter (1983). *The Democratic Class Struggle*. Boston: Routledge & Kegan Paul.
- Kreckel, Reinhard (2004). *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Kronauer, Martin (2001). *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hochentwickelten Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Campus.
- Kuchler, Barbara (2006). Bourdieu und Luhmann über den Wohlfahrtsstaat. Die Autonomie gesellschaftlicher Teilbereiche und die Asymmetrie der Gesellschaftstheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 35, S. 5–23.
- Kuhn, Thomas S. (1979). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kunz, Volker (2004). *Rational Choice*. Frankfurt am Main: Campus.
- Lenski, Gerhard (1977 [1966]). *Macht und Privileg. Eine Theorie sozialer Schichtung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002). *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2004). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mackert, Jürgen (2004). Die Theorie sozialer Schliessung. Das analytische Potenzial einer Theorie mittlerer Reichweite. In: ders. (Hg.), *Die Theorie sozialer Schliessung. Tradition, Analysen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–24.
- Maeder, Christoph & Nadai, Eva (2004). *Organisierte Armut. Sozialhilfe aus wissenschaftlicher Sicht*. Konstanz: UVK.
- Malowitz, Karsten (2002). Die neuere Systemtheorie und das Konzept der sozialen Exklusion. In: *Berliner Debatte Initial*, 13, S. 55–66.
- Milanovic, Branko (2005). *Worlds Apart. Measuring International and Global Inequality*. Princeton: Princeton University Press.
- Mills, C. Wright (1978 [1959]). *The Sociological Imagination*. New York: Pelican Press.
- Nollert, Michael (2005). Waging the War of Ideas. Zur Entwicklung und Struktur des neoliberalen Diskursnetzes. In: Kurt Imhof & Thomas S. Eberle (Hg.) *Triumph und Elend des Neoliberalismus*. Zürich: Seismo, S. 39–58.
- Parkin, Frank (2004 [1983]). Strategien sozialer Schliessung und Klassenbildung. In: Jürgen Mackert (Hg.), *Die Theorie sozialer Schliessung. Tradition, Analysen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 27–43.
- Preisendörfer, Bruno (2008). *Das Bildungsprivileg. Warum Chancengleichheit unerwünscht ist*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Schroer, Markus (2004). Zwischen Engagement und Distanzierung. Zeitdiagnose und Kritik bei Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann. In: Armin Nassehi & Gerd Nollmann (Hg.), *Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 233–270.
- Schurz, Gerhard (1998). Koexistenz rivalisierender Paradigmen. Eine begriffsklärende und problemtypologisierende Studie. in: ders. und Paul Weingartner (Hg.), *Koexistenz rivalisierender Paradigmen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 2–51.
- Schwinn, Thomas (1998). Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion. *Zeitschrift für Soziologie*, 27, S. 3–17.
- Schwinn, Thomas (2006). Ungleichheitsstrukturen versus Vielfalt der Lebensführung. Warum die Ungleichheits-

- forschung die Differenzierungstheorie konsultieren sollte. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit – kulturelle Unterschiede*. Tagungsband des Soziologen-Kongress München 2004. Frankfurt/New York: Campus, S. 1283–1297
- Smith, Iain Duncan (Hrsg.) (2002). *There Is Such A Thing As Society*. London: Politico's Publishing.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft*. Bern: Haupt.
- Steinert, Heinz (2004). Schliessung und Ausschliessung. Eine Typologie der Schliessungen und ihre Folgen. In: Jürgen Mackert (Hrsg.), *Die Theorie sozialer Schliessung. Tradition, Analysen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 193–212.
- Silver, Hilary (1994). Social Exclusion and Social Solidarity. In: *International Labour Review*, 133, S. 531–578.
- Stichweh, Rudolf (2000). *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thatcher, Margaret (1995). *Die Erinnerungen 1925–1979*. Düsseldorf: Econ.
- Thiersch, Hans (2005). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. 6. Aufl. Weinheim, München: Juventa.
- van Wilsem, Johan et al. (2003) Cross-National Differences in Victimization. Disentangling the Impact of Composition and Context. In: *European Sociological Review*, 19 (2), S. 125–142.
- Vester, Michael et al. (2001). *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wacquant, Loic (2000). *Elend hinter Gittern*. Konstanz: UVK.
- Weber, Max (1980 [1922]). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Wurm, Wolfgang (1974). *Abschaffung der Soziologie? Behaviorismus als Ideologie*. Darmstadt und Neuwied: Sammlung Luchterhand.
- Wyss, Kurt (2007). *Workfare. Sozialstaatliche Repression im Dienst des Kapitalismus*. Zürich: edition 8.

Anmerkungen

- 1 Die generelle Individualisierungsthese ist an sich keine Innovation Becks (vgl. Kippele 1998).
- 2 Ausnahmen bilden u. a. Peter Blaus *Exchange and Power in Social Life* (1964) oder Jon Elster, der sich als Marxist versteht.
- 3 Als weniger populär eingestuft werden die strukturfunktionalistische Systemtheorie von Talcott Parsons (vgl. dazu die Schriften von Richard Münch) sowie die hauptsächlich in der Sozialen Arbeit rezipierte systemische Paradigma von Staub-Bernasconi (2007).
- 4 Als weniger populär einzustufen sind a) das bereits angesprochene systemtheoretische Exklusionskonzept (Malowitz 2002), das Exklusion als Nichtinklusion in ein Teilsystem begreift, b) das utilitaristisch geprägte Exklusion-Konzept, das Exklusion vornehmlich als mangelhafte Anpassung an die Anforderungen des Arbeitsmarkts begreift, sowie das von Max Weber geprägte Konzept der sozialen Schliessung, dass Exklusion als Folge von aktiven Ausschliessungsprozessen interpretiert (vgl. auch Silver 1994).
- 5 Eine löbliche Ausnahme von der Regel bildet Luhmann (2002).